

... und Maaßnahmen anzuzeigen ... der hungarigen Menschen blieben leider unvertreten.

In Serbien ist die Coalitions-Regierung Nikolajewic nach kurzem Bestande jämmerlich zusammengebrochen. Als dieses Regime im vergangenen Sommer gebildet wurde, priesen es die österreichischen Coalitionsblätter als eine Nachahmung und einen moralischen Erfolg der österreichischen Coalition. Jetzt, da es so rasch abgewirtschaftet hat, erinnert sich niemand mehr an die Analogie.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Gymnase, „Pension de famille“ von Maurice Donnay. Renaissance, „Gismonda“ von Sardou. Madrid. Zarzuela, Represe von „El susar“ von Mariano Pina. Apolo, „San Antonio de la Florida“ von Cusébio Sierra. London. Theatre Métropole, „Sowing the Wind“ von Grundy. Lyric Theatre, „His Excellency“ von W. S. Gilbert und Edmund Carr. Brüssel. Théâtre du Parc, „Famille“ und „Entre honnêtes gens“ von Auguste Germain. Théâtre Molière, „Les deux noblesses“ von Henri Labedan. Berlin. Festspieltheater, „Die Kugel“ von Max Nothau. Deutsches Theater, „Samlet“ mit Kainz. Berliner Theater, „Die Stützen der Gesellschaft“ von Ibsen.

Im Burgtheater wirkten Montag die „Stützen der Gesellschaft“ von Ibsen sehr. Man kennt den Consul des Ritterwurzler. Es war immer eine gute Rolle von ihm. Jetzt sind auch noch die Därten und Kürzen der ersten Zeichnung weg, die feinsten, zarresten Verbindungen walten und es ist unmöglich, irgend einen leisen Zug anders zu denken. Wenn man es „classisch“ nennt, wird man immer erst kaum eine Ahnung von der unbeschreiblichen Pracht und Würde, von der reifen Milde geben, die dieses Werk des Künstlers jetzt wie ein altes Bild der großen Meister hat. Wenige wissen so alle Möglichkeiten zu gestalten, die heimlich in einem Menschen fieden: wie er unter vielen Motiven schwankt, vom Drange der Dinge bis an Verbreschen getrieben, aber doch gerettet wird. Wenige wissen so die Wechsel, die Gezeiten, die Declinationen der Seele zu gestalten, ohne doch in allen Abwandlungen je, was Correggio das Ambiente, Velasquez die Respiration der Figuren nannte: die persönliche Lust der Gestalt zu verlieren. Worte reichen nicht, es zu schildern; man mag etwa an den Romeo des Kainz, an die Rameleandame der Bernhardt, an die Rebekka der Sando denken, an die schönsten Gaben der heutigen Kunst, um sein Maß zu finden. Partner müssen sehr groß sein, die neben ihm nicht unerträglich werden. So gilt es viel, dass man auch die anderen räumen darf, namentlich Frau Ritterwurzler, Frä. Bleibtreu, Frä. Meyl, Frau Baumeister, Herrn Keimers und Herrn Devrient. Nichts fñrt. Alles stimmt. Die letzten Rollen sehr sind, goetheisch zu reden: „vom Ganzen penetriert.“ Wenn man sonst eine Vorstellung loben wollte, pflegte man zu sagen: sie war altes Burgtheater. Man wird sich jetzt gewöhnen müssen, besser zu loben, wenn man sagen kann: sie ist neues Burgtheater.

H. B.

Man schreibt uns aus Berlin: Am 26. October hat der Cultusminister der Frau Wilma Parlaghy mitgeteilt, dass der Kaiser ihr „aus Anlass der diesjährigen großen Berliner Kunstausstellung“ durch Allerhöchsten Erlaß vom 11. October die „große goldene Medaille für Kunst“ verliehen habe. Wochen waren heuer seit dem Schlusse der Berliner Ausstellung verstrichen, ohne dass die Vertheilung der Medaillen, die doch mit zum Programme dieser Veranstaltungen gehört, vor sich gegangen war. Werthwüdig, diese Verögerung hatte zuwege gebracht, was die rechtzeitige Vertheilung nie hatte erreichen können: man interessierte sich für die Angelegenheit. Die Sache aber war diese: Die Preisjury hatte zur rechten Zeit das Ihrige gethan. Die Liste der für die hohe Ehreung Vorge schlagenen war seit mehr denn zwei Wochen fertig und lag — im Cabinet des Kaisers, um bestätigt zu werden. Der Monarch aber bestätigte sie nicht. Natürlich, weil sie ihm nicht gefiel. Und sie gefiel ihm nicht, weil der Name der Wilma Parlaghy, den er an der Spitze zu sehen ganz ausdrücklich gewünscht hatte, nicht nur da, sondern überhaupt sich nicht fand. Es war also ein Conflict gegeben, zum erstenmal in solchem Falle. — Die Medaille wird allerdings „im Namen des Königs“ gegeben, aber es handelt sich dabei, kann sich nur handeln um eine Form, wie etwa bei den Eyrichen der Gerichte. Es ist schon deshalb schlechterdings unmöglich, dass hier am letzten Ende das Meinen eines Laien mehr gelten soll, als der Spruch, den die Genossen des Künstlers gefunden haben, weil j. B. die Zugehörigkeit zur Preisjury und die Jurysfreiheit dem Besitzer der großen goldenen Medaille als wichtige Vorrechte eingeräumt sind. Kaiser Wilhelm aber denkt anders. Die formale Bestätigung genügt ihm nicht: wie auf allen Gebieten drängt ihn seine impulsive Natur, auch hier seinen persönlichen Willen durchzusetzen. Und die Erfahrungen, die er mit seinem Eingreifen in künstlerische Angelegenheiten gemacht hat, scheinen ihm ein solches als Gewohnheitsrecht in der That beinahe zu gewähren. Er urtheilt abfällig über die „moderne“ Kunst: die Nationalgalerie bleibt ihr seitdem verschlossen und Uebe, der alle Medaillen sonst bestift, muss die Berliner — wohl für immer — entbehren. Er liebt die Marinemalerei, insbesondere seinen Lehrer Salzmänn; Salzmänn wird Professor und Leiter der eigenen für ihn an der Akademie der „großen Seefahrt“ Berlin eingerichteten Marineclasse. Er bezeichnet das neue Reichthum als „Spindel der Geschmacklosigkeit“: für Wäskot ist seitdem in Berlin kein Platz, er muss nach Dresden

gehen. Und um der Medaillenaffaire den unseligen genauen „Präcedenzfall“ zu geben: Im Jahre 1888 hat der Kaiser den Namen Carl Salzmänn an die Stelle eines anderen Candidaten für die Medaille gesetzt und die Jury hat dazu geschwiegen. Es war am Ende also kein Wunder, wenn nach diesen Erfahrungen der Monarch seinem Wunsche Persehrkraft beimaß und ungehalten sich weigerte, Reichslisse, die diesem Wunsche zuwiderliegen, zu befähigen. Das ist der Fluch der bösen That: die frühere Rücksichtslosigkeit ließ jetzt den durchaus berechtigten Widerstand als trotige Anlehnung erscheinen. Wie der Kaiser zu dieser Theilnahme für Frau Parlaghy kam? Die Künstlerin hat sich zuerst selbst als Candidatin für die große goldene Medaille aufgestellt. Das ist verzeihlich, da ein anderer wahrscheinlich nicht an sie gedacht hätte. Da nun ihre eigene Thätigkeit für sich fruchtlos blieb, so suchte sie den Einfluss des Monarchen für sich zu gewinnen, dessen Nachwort schon einmal einem zurückgewiesenen Bilde von ihr nachträglich den Eintritt in den Glassaal verschafft hatte. Kaiser Wilhelm, dem ja möglicherweise das ungeheuer schwache Porträt, in dem die Malerin ihn dargestellt hat, gefüllt, machte sich wirklich zum Anwalt ihrer Prätention. Die Jury aber, wohl hauptsächlich durch das schwerwiegende Wort des Altmeisters der Berliner Kunst bewegt, nahm weder auf diese Prätention, noch auf die Unterstützung Rücksicht. Das sollte eigentlich selbstverständlich sein, aber, wie gesagt, bei uns ist es in dieser Zeit eine glänzende Ausnahme, eine That, die der Wohlmeinende als eine Art Erlöfung empfindet, ein Beispiel, das nach der freudigen Erregung, die es erweckt hat, nicht ohne Nachfolge bleiben kann. Es mag das sehr subjectiv sein: mir ist es eine ganz besondere Freude, dass es gerade Künstler sind, die zum erstenmale der voluntas regis ein höheres Gesetz, die freie Überzeugung des Mannes stolz entgegensehen. — Das ist die Affaire. Die Verleihung der Medaille durch kaiserlichen Erlaß beendet sie nicht, sondern leitet nur eine neue Phase ein. Die Jury hat nicht nachgegeben, das beweist die ungewöhnliche Form der Veröffentlichung, während von der eigentlichen „Liste“ nach nichts zu hören ist. Es ist durch diese Form die Verleihung als ein persönlicher Willensact des Monarchen gekennzeichnet, gegen den so wenig, wie gegen eine Erbensverleihung man etwas einwenden kann. Die Frage ist nun die — und auf die Antwort darf man gespannt sein: Werden die Künstler der Frau Parlaghy auf diese Medaille hin die Rechte einräumen, auf die ein Befizier der von ihrer Jury zuerkannten Medaille ohne weiters Anspruch hat?

Fritz Stahl.

Man schreibt uns aus München: Aus den Münchner Theatern ist über zwei „Original-Premidren“ zu berichten. In der Oper wurde „Saint Foix“ zum überhaup erstenmale gegeben, das angekündigte „heitere Bühnenspiel“ ergab aber eine ungemein klägliche Niederlage. Der Componist Hans Sommer gehört zu jener Epigonenclasse, die sich ihre Fügeln an der wabenben Lothe Richard Wagners verbrannt haben. Im Stile des Meisters zu schreiben, heißt noch nicht in sein Wesen eindringen. Das mußte Hans Sommer, der als Liedercomponist in Weimar lebt, erst wiederum zu spät erfahren. — Von einem ungleich glücklicheren Erfolge war die Premiere des Gärtnerplatztheaters „Der Däumling“ begleitet, u. zw. ausschließlich durch Wiener Künstler erzielt. Diese Ausstattungskomödie hat nämlich mit allen derartigen Stücken eine sinnlose Handlungsarmuth gemein und nur der Decorationsmaler und Costümier schaffen gewinnbringend für das Auge. Der k. k. Hoftheatermaler Herr Gilbert fertigte an zwanzig neue Decorationen, die alle von der Künstlerischen Reife ihres Erzeugers sprechen. Bald sind es äußerst stimmungsvolle poetische Landschaftsbilder, bald wieder mit lebhafter Phantastik ausgestattete Zauberburgen und Säle, die den staunenden Zuschauer fesseln. Nicht minder effectvoll erwiesen sich die Costüme nach Zeichnungen des Wiener Hofburg-Decorationsmalers Franz Moser, die Requisiten und Archivarbeiten des Bildhauers Hans Friedberger vom Wiener Hofopertheater und die Beleuchtungskörper vom Wiener Hofburgtheater-Ingenieur Koller. „Der Däumling“ wird zweifelsohne als reines Ausstattungstück seinen Weg über die bedeutendsten Bühnen des In- und Auslandes nehmen.

E. Dalkin.

Bücher.

Ernst von Wildenbruch's „Schwesterseele“. J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart 1894.

Wildenbruch's neuester Roman spielt in einer kleinen deutschen Stadt. Auf den Geschmack dortiger Bewohner ist offenbar sein Inhalt berechnet. Die Geschichte ist getreulich nach dem bewährten Marlitt'schen Recept gebrannt: Das spröde, starkmüthige Mädchen, das für Das hält, was doch nur das Aufblühen ihres Stolzes ist gegen die Übermacht des Mannes, in dem sie endlich ihren Herrn und Meister gefunden; der unscheinbare Mann mit der Feuerseele, dem mächtigen, hochfliegenden Geist, dem weichen Kriegergemüth, an dem sich das holde Wunder vollzieht (welches die hochselige Marlitt wenigstens nur den Heldinnen zugebacht): dass seine plumpen Rüge sich plötzlich in „edle Linien“ verwandeln; der schöne, verwöhnte Liebling, der nichts hält, was er verspricht, der Intriguant mit der löffelgedrängten schwarzen Seele, aus dessen unreiner Verührung sich die Gelbin in die klüternde Unarmung des hochsinnigen Helben flüchtet, die Comparsen: der edle Vater, der pensionierte Major, die tomische Aite, die Katschbaje — sie alle sind da, und selbst der Unfall mit Verwundung, Rettung, häuslicher Pflege des Helben durch die Gelbin wird nicht geschenkt, obwohl die beiden sich eigentlich schon vorher glücklich gefunden. Dazu durch das ganze laufend eine would-be Stimmungsmalerei mit den trivialsten Mitteln, eine Würfeligkeit, die immer im unrichtigen Moment einsetzt — als sähe man einen schlechten Reiter im englischen Trab immer beim falschen Tempo auf den Sattel aufprellen. Es kann ja sein, dass das die Leserinnen in Jittau, Oera und Neu-Ruppin nicht weiter stört; dass aber Herr Regierungsrath Köhring und Fräulein Tochter Tagespartien in Gesellschaft eines Dodelgenossen unternehmen, der sich ihnen nicht einmal vorgestellt hat und dessen „Name“ und „Art“ bis zum Schluss in geheimnißvollem Dunkel geblüht bleiben; dass aus einem lebenslustigen alten Herrn zu Borbighera infolge von Heimweh, Mangel an